



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleinere Mitteilungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

thätigen und daher berechtigten Neuerung im voraus nicht berechnen zu können. Eine dem Unglauben verfallende Gemeinde würde ihn entsetzt und ihm das ganze Seelsorgeramt verleidet haben. Aus diesem Grunde beschränkte er sich auf wohlmeinende Zurechtweisungen, warnte vor thörichter Leichtgläubigkeit und bedeutete die Leute, man dürfe nicht alles für wahr halten, was durch sinnliche Eindrücke auf uns wirke.

So blieb denn alles so ziemlich beim Alten; sollte ein Umschwung zum Bessern in den Anschauungen des Volkes eintreten, so mußte dieser der allmählich sich bahnbrechenden bessern Erkenntnis der Naturgesetze und ihrer Wirkungen überlassen bleiben.

Fragt man, wie ich mich diesen tief in der Volksseele wurzelnden abergläubischen Ansichten gegenüber verhielt, so muß ich bekennen, daß ich geraume Zeit wie ein Rohr hin- und herschwankte. Zu dreister Bestreitung der von vielen achtbaren Personen behaupteten Thatfachen, die mancher ohne Bedenken vor Gericht würde beschworen haben, fehlte es mir an Gegenbeweisen, auch besaß ich dazu noch zu wenig Reife des Urteils. Zum unerschütterlichen Glauben an das Gehörte brachte ich es aber auch nicht, weil es mir trotz aller Mühe nicht gelingen wollte, etwas durchaus Rätselhaftes zu sehen. Weder der berühmte Doktor Horn mit seinem gelben Pantoffel noch der Flicken zählende Wassermann kam mir zu Gesicht; ebenso erblickte ich den feurigen Drachen nie, obwohl er sich mehrmals über dem Schornsteine eines ganz nahe gelegenen Bauerngutes zeigte, dessen Besitzerin von ihren vortrefflichen Kühen die schönste Butter erzielte, was eben der Drache bewerkstelligen sollte. Selbst unser Arbeiter hatte das feurige Gespenst gesehen und teilte dies in voller Gläubigkeit meinem Vater mit, der ihm darauf zur Antwort gab, es habe ihm wohl feurig vor den Augen geschwirrt, weil er zu lange in der Steinschenke geseffen habe.

Dennoch ahnte mir dunkel, daß dem Leben selbst etwas fehlen würde, wenn man dasselbe alles abergläubischen Beiwerks entkleide, und so gab ich mich mit Genuß den Erzählungen von diesen Dingen hin, die meine Phantasie beschäftigten und mir wie ein angenehm glitzernder Schmuck an dem Alltagskleide des Lebens erschienen. Ich fühlte das Poetische darin heraus, ergözte mich daran und legte es mir auf meine Weise zurecht, woraus sich dann nach und nach phantastisch gestaltete Märchen bildeten, die ich mir selbst vorerzählte und an die ich sogar halb und halb glaubte, als hätte ich sie selbst erlebt.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Der nächste Krieg. Die Zeit der Kabinettskriege ist vorbei; der siebenjährige und der baierische Erbfolgekrieg waren die letzten Kämpfe, in denen berufsmäßige

Armeen mit einander stritten, ohne die Tiefen des Volkslebens anders als durch die ihrem Waffenerfolge gewidmete Teilnahme zu erregen. Die Soldaten Friedrichs des Großen desertirten nach einer Niederlage haufenweise, während dem Könige nach einem Siege aus den Heeren und dem Machtgebiete seiner Gegner stets ein erheblicher Zuwachs zuströmte.

Diesen Zustand hat die französische Revolution aufgehoben. Scheinbar um die Ideen von 1789 zu verbreiten, in Wirklichkeit aber, um eine großartige Plünderung zu veranstalten, fand das allgemeine Aufgebot statt. In welchem Sinne dies geschah, drückt am einfachsten und schlagendsten Taine (III, 613) in folgenden Worten aus: „Die Endmelodie der Tragikomödie, welche von den jakobinistischen Machthabern aufgeführt wurde, war stets dieselbe: mit Säbelhieben und Kolbenstößen wird auf alle Eigentümer losgehauen, um ihnen ihre Börse, und was sie sonst etwa Wertvolles haben, abzunehmen, bis sie endlich kein Hemd und keinen Sou mehr besitzen.“ Im folgenden rechnet dann Taine aus, daß nur in den drei Jahren von 1796 bis 1798 an offiziell anerkannter und belegter öffentlicher Beute zwei Milliarden Franks nach Frankreich gewandert sind, wobei natürlich die ungeheuern Summen, die privatim gestohlen wurden, nicht in Anschlag gebracht sind. Was das aber bedeuten wollte, kann man zum Beispiel daraus ersehen, daß Massena nach seinem Einzuge in Mailand in einer einzigen Nacht 1 200 000 Franks stahl! Und doch war dies alles nur ein Kinderspiel im Verhältnis zu den Summen, welche Napoleon später erpreßte, ganz abgesehen von der Konfiskation von Kunstwerken, die er, wenigstens in Bezug auf Italien, später als Verbannter auf Elba in seiner gewöhnlichen Verlogenheit zu bereuen behauptete.

Mit diesem System haben die Franzosen einen Weg beschritten, auf welchem ihnen bis jetzt kein andres Volk nachgefolgt ist. Die an Deutschland nach dem letzten Kriege gezahlte Kriegsschädigung ist verschwindend klein im Vergleich zu dem, was die Franzosen früher aus Deutschland zu ziehen verstanden haben; kein Kunstwerk ist aus Frankreich entfernt, kein deutscher General dort mit einer Domänenotation versehen worden; nichts ist ihnen genommen worden als Elsaß-Lothringen, alter deutscher Besitz.

Was wird der nächste Krieg bringen? Wird Deutschland besiegt, so ist seine Zerstückelung so sicher, wie zwei mal zwei vier; die ungeheuern Summen, die uns außerdem abgepreßt werden würden, kann sich keine Phantasie als groß genug vorstellen, aber aller Wahrscheinlichkeit nach steht uns noch etwas andres bevor.

Es ist bekannt, daß sich Napoleon im zweiten Artikel der Konstitution des Königreiches Westfalen, vom 15. November 1807, die Hälfte der landesherrlichen Domänen vorbehielt und dieselbe — sieben Millionen Franks jährlich — in 930 Schenkungsteilen an seine Marschälle und Generale verteilte. Dann wurden im Jahre 1809 die hannövrisehen Domänen in ähnlicher Weise in Anspruch genommen, bis endlich die jährlichen Bezüge der Marschälle und Minister aus Hannover die Summe von jährlich 4 400 000 Franks erreichten. Dann kam (zum Teil am Geburtstag des großen Abenteurers, am 15. August 1809) Schwedisch-Pommern, Erfurt, Baireuth, Hanau und Fulda mit jährlich 18 500 000 Franks an die Reihe — um die wunderbaren Finanzoperationen der Kürze wegen zu übergehen, mittels deren Napoleon Domänen der eroberten Länder zwangsweise zu einem fiktiven Kapitalwerte verkaufte oder fremde Aktivforderungen zu seinen Gunsten einzog.

Die Logik der Thatfachen und die Kenntnis des keltischen Elements in dem

französischen Nationalcharakter wird schwerlich einen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß alle diese Vorgänge in dem nächsten Kriege vonseiten Frankreichs noch überboten werden dürften. Die Geldwirtschaft hat seit dem Anfange des Jahrhunderts so große Fortschritte gemacht, daß auch die ungeheuerlichste Ausbeutung Deutschlands von der Gewalt internationaler Börsenmächte diskontirt und kapitalistisch festgelegt werden würde.

Zum Glück — bei dieser entsetzlichen Perspektive für den Fall einer Niederlage der deutschen Fahnen — fehlt den Franzosen die Fähigkeit zu kolonisiren. Hätten sie diese, so wäre mit dem ersten Napoleon nicht so — verhältnismäßig — schnell fertig zu werden gewesen, und seine Herrschaft hätte ganz andre Spuren in Deutschland hinterlassen. An gutem Willen, uns zu franzosiren, fehlte es ihm nicht, aber gerade die kapitalistische Ausnutzung des Landes verbürgte die Trennung der beiden Nationen.

Kommt es zum Kriege, und Deutschland bleibt Sieger, so haben sich die Franzosen ihr Schicksal selbst vorgeschrieben. Es wäre unmöglich, den unermesslichen Schaden an unsrer Volkswohlfahrt, den auch der glücklichste Krieg im Gefolge haben müßte, in Ziffern festzustellen; noch viel unmöglicher aber, diese etwaige Summe aus Frankreich herauszuziehen — nicht etwa deswegen, weil das Land außer Stande ist, jede Summe aufzubringen, sondern vielmehr in unserm eignen, wohlverstandenen Interesse. Die Verschiebung aller Besitzverhältnisse durch den plötzlichen Zufluß ungeheurer Baarmittel kommt naturgemäß nur der Agiotage zu Gute, welche bei plötzlich eintretender Steigerung aller Werte die Differenz in die Tasche steckt, während das eigentliche Volk nichts davon genießt als die Freude an der unvermeidlich eintretenden Teuerung der Lebensmittel und Lebensbequemlichkeiten.

Die Franzosen haben uns selbst die Pfade gewiesen. Wie sie die Völkerveränderungskriege mit ihrer unbedingten Konfiskation alles Eigentums zuerst wieder nachahmten, so könnte eine deutsche Eroberung französischer Gebietsteile nur dann dem eignen Volke Genugthuung und Europa den Frieden verschaffen, wenn eine Aufteilung des Landes stattfände: würde zum Beispiel nur in der frühern französischen Provinz Burgund — den jetzigen Departements Ain, Saone und Loire, Côte-d'Or und Yonne — der Grund und Boden in ähnlicher Weise an die deutschen Eroberer abgetreten, wie einst die Langobarden den größten Teil Italiens unter Besitz nahmen, so wäre es doch nur eine Frage der Zeit, ob nicht eine derartige militärische Kolonisation die kommunistische Revolution, mit welcher Frankreich ganz Europa bedroht, zum Stillstand bringen, den Frieden auf Generationen hinaus verbürgen und die gallische Kriegswut erfolgreich besänftigen könnte. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß nicht etwa die Grundbesitzer allein expropriirt, sondern die Bevölkerung derartig in Anspruch genommen werden müßte, daß die Gesamtheit ihres Vermögens für die konfiszirte Terrainquote einzustehen hätte.

Karl Grün. Aus Wien trifft die Nachricht von dem am 18. Februar erfolgten Tode eines alten Literaten ein. Wir gebrauchen diesen außer Uebung gekommenen Ausdruck absichtlich, weil Karl Grün noch ein Vertreter — gewiß einer der letzten — jener aus den vierziger Jahren stammenden, ausschließlich von der Feder lebenden Männer war, welche man damals unter der viel und nichts sagenden Abkürzung von homo literatus begriff. Heute unterscheiden wir Journalisten, Publizisten, Schriftsteller; die Literaten waren alles das, aber unter ganz andern

Verhältnissen, und sie hatten in gewisser Beziehung einen größern Einfluß als ihre Nachfolger, welche den ihrigen mit den Abgeordneten teilen müssen. Die Zahl der politischen Zeitungen war bekanntlich sehr gering, und die meisten deutschen Regierungen ließen sich schwer zur Erteilung neuer Konzessionen herbei; dafür gab es eine Unmasse von ein- oder mehrmals in der Woche erscheinenden Blättern, welche den Begriff der Belletristik soweit als möglich ausdehnten, neben Gedichten und Novellen, literarischen und Theater-Rezensionen, Reisebriefen und historischen Skizzen auch philosophische und politische Aufsätze enthielten. Und um solche Zeitschriften scharten sich Mengen von meistens jungen Leuten, welche „Philosophie studirt“ hatten, aber keine Lust verspürten, den durch Examina versperrten Weg zu einem Amte zu beschreiten, oder es für einen Raub erachtet haben würden, ihre außerordentlichen poetischen oder kritischen Anlagen in irgendeinem bürgerlichen Berufe verkümmern zu lassen. Leipzig zumal war reich an solchen Literaten, die sich außerordentlich wichtig vorkamen, und frei zu sein glaubten, während sie oft in der kümmerlichsten Abhängigkeit von Verlegern lebten. Dort tauchte vorübergehend auch der den Nachschlagebüchern zufolge 1807 in Lüdenscheid in Westfalen geborene Karl Grün auf. Auch er hatte „Philosophie studirt,“ war sehr jung Professor der deutschen Sprache in Kolmar geworden, warf sich aber bald auf die politische Journalistik und gründete 1842 die „Mannheimer Abendzeitung,“ das Organ der badischen Demokraten, welches sich in späterer Zeit durch besondere Rohheit hervorthat. Grüns Wirken in dieser Stellung war von kurzer Dauer. Der Minister Blittersdorf wies den lästigen Ausländer aus, und als er von der bayerischen Pfalz aus weiterredigiren wollte, ließ die bayerische Regierung freundlich ihn über die preußische Grenze bringen, Erlebnisse, welche er natürlich in einer Broschüre ausführlich berichtete. Grün ließ sich nun in Köln nieder, wurde Hauptmitarbeiter des in Wesel erscheinenden „Sprechers,“ verfaßte einen Kommentar zu Schillers Werken, welcher damals sehr beifällig aufgenommen wurde, weil er geschickt gemacht war und dem Verlangen der Zeit entsprechend den Dichter als Vorkämpfer des Liberalismus behandelte. Ferner kann Grün wahrscheinlich als der erste Wandervorleser bezeichnet werden, wenigstens glauben wir nicht, daß damals (1843/44) außer ihm schon jemand daran dachte, in verschiedenen Städten populärwissenschaftliche Vorträge zu halten, und er hätte daher mit einigem Stolz auf die gegenwärtige Blüte dieser Industrie blicken können. Als Journalist bewährte er die bekannten Eigenschaften seiner Klasse, prickelnden Witz, Schlagfertigkeit, Verstandesschärfe, verbunden mit heimischer Sentimentalität. Des Kampfes mit der Zensur (aus dem er abermals ein Buch machte) müde, ging Grün, nachdem er sich noch seiner Stammesgenossen gegen Bruno Bauer angenommen hatte, 1844 nach Paris, um die soziale Bewegung zu studiren. Lorenz Stein hatte den Deutschen von den kommunistischen und sozialistischen Theorien der Franzosen berichtet, aber in einem dickleibigen, nicht leicht lesbaren Werke; auch die Schriften von M. Heß, Marx u. a. eigneten sich nicht zu flüchtiger Lektüre. Grün unternahm es, die Theorien Proudhons in einem Buche mundgerecht zu machen, welches eben des belletristischen Wesens halber von Marx unbarmherzig zerzaust wurde. Grün und Marx standen einander überhaupt feindselig gegenüber, jeder hatte seinen Anhang unter den deutschen Arbeitern in Paris. Grün hielt zu Proudhon und übersetzte dessen Philosophie de la misère ou les Contradictions de l'économie politique, welchem Werke Marx La Misère de la Philosophie ou les Contradictions de Mr. Proudhon entgegenstellte; Grün betrieb die Kritik der Gesellschaft wie eine wissenschaftliche Unterhaltung, Marx arbeitete bereits energisch an der Verbrüderung der Arbeiter

aller Nationen. Guizot schaffte sich beide Agitatoren vom Halse, beide zogen sich nach Brüssel zurück, von wo aus Grün hauptsächlich für die „Triersche Zeitung“ arbeitete, damals das einzige Tagesblatt mit sozialistischer Tendenz in Deutschland. 1848 führte er die Redaktion dieser Zeitung, bis eine Nachwahl ihn im Herbst in die preussische Nationalversammlung brachte. Er traf gerade zu der stürmischen Abend Sitzung am 31. Oktober ein und ergriff sofort das Wort. „Wien“ stand auf der Tagesordnung, die äußerste Linke verlangte das Einschreiten Preußens zu Gunsten der Wiener Revolution, die gemäßigte Linke wollte diese Aufgabe der Zentralgewalt in Frankfurt zugewiesen wissen. Diesen Antrag bekämpfte Grün mit dem Argument, die Zentralgewalt sei um allen Kredit gekommen, sie werde nur noch Reichsgendarmarie genannt; und als sich lautes Murren erhob, setzte er ganz naiv hinzu: „Ich darf doch erzählen, was ich auf der Reise nach Berlin Berlin gehört habe!“ Damit waren, soviel wir uns erinnern, seine parlamentarischen Thaten zu Ende; die Tage der Nationalversammlung waren gezählt, und auch in dem ersten Landtage von 1849 trat er in keiner Weise hervor. Für die kurze Freude hatte er jedoch durch lange Untersuchungshaft zu büßen. Als er nach Trier zurückkehrte, war schon die sonderbarste Bewegung im Gange: die Republikaner erhoben sich für die monarchische Reichsverfassung. Auch die demokratische Jugend Triers machte sich auf, um das Zeughaus in Prüm zu stürmen und zog dann in die Pfalz; Grün wurde als geistiger Urheber dieses Putzsches angesehen, überzeugte jedoch die Geschwornen, daß er in dieser Angelegenheit große Vorsicht beobachtet hatte. Abermals siedelte er nach Brüssel über, versorgte die „Triersche Zeitung“ (das „Organ der grünen Republik,“ wie die Marx'sche Partei spottete) und ließ eine Reihe von Flugchriften gegen den Bonapartismus erscheinen: „Die Sphinx auf dem Throne der Cäsaren,“ „Westdeutsche Grenzen“ u. In diesen Schriften wehte nationaler Geist. Und auch als Grün nach dem Thronwechsel in Preußen heimkehrte, als Publizist und Redner auf Schützentagen u. eine neue Thätigkeit entwickelte, war diese zunächst noch mit seinem frühern Glaubensbekenntnis, daß die Hoffnung Deutschlands auf Preußen beruhe, in Einklang zu bringen. Allein die Atmosphäre in Frankfurt, wo er eine Lehrerstelle erhielt, blieb nicht ohne Einfluß, und bald sah man ihn als eifrigen Parteigänger der preußenfeindlichen Koalition, welche den Prinzen von Augustenburg, dann den Bundesrat und endlich Oesterreich als Vorwand gebrauchte: er wurde „süddeutscher Demokrat“ und begab sich, wie so viele, nach den preussischen Siegen unter die Fittiche Weusts. In dieser Periode scheint urplötzlich Interesse für die bildende Kunst in ihm erwacht zu sein, die ihm bis dahin sehr fern gelegen hatte, und sofort schrieb er Kunstbücher, von denen das originellste ein unter dem Titel „Glückliches Wien“ erscheinender räsonnirender Katalog der dortigen Gemäldegalerie — frei nach Waagen — ist. Er wird ziemlich zwanzig Jahre in Wien gelebt haben, emsig schreibend bis in die letzte Zeit: kulturgeschichtliche Bücher, unzählige Abhandlungen politischen oder philosophischen Inhalts in Tagesblättern und Revuen. Daneben gab er den Nachlaß Ludwig Feuerbachs heraus und gehörte zu dem Hofstaate des philosophischen Gastwirts in Oberösterreich. Ein halbes Jahrhundert ununterbrochener Schreibthätigkeit, große Beweglichkeit des Geistes, nicht unbedeutendes Wissen, die Fähigkeit, auf den verschiedensten literarischen Gebieten sich rasch leidlich zu orientiren — und die Summe von alledem? Daß schon morgen niemand mehr seinen Namen kennen wird. Das ist das Geschick des echten „Literaten“!